Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen

Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband

Band: 21 (1969)

Heft: 18

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

China ist näher

La Cina è vicina

Produktion: Italien, 1967
Regie: Marco Bellochio
Besetzung: Glauco Mauri, Elda Tattoli
Verleih: Vita

ms. An der Biennale von Venedig erregte «La Cina è vicina» lebhafte Diskussionen. Das war im Jahre 1967. Jetzt ist der Film endlich auch in die Schweiz gekommen. Der junge Regisseur, so wenig einer mit ihm einig zu gehen braucht, zählt zu den begabtesten seiner Generation. Seine Filme, man mag sie lieben oder nicht, provozieren — in jenem echten Sinne, dass sie Stellungnahme herausfordern und einem die Ruhe der politischen Nestwärme stören.

«La Cina è vicina» ist eine Satire auf die politischen Verhältnisse in Italien, die durch die jüngst vergangene Regierungskrise an Schärfe und Glaubwürdigkeit eher gewonnen hat. Eine Satire auf den Opportunismus: Mit Skepsis werden alle Plätze bedacht, die einer im Leben und in der Gesellschaft einnehmen könnte. Bologna ist der Schauplatz, eine grossbürgerliche Familie gibt das Milieu ab; der Protagonist ist ein Vierzigjähriger, der ein Opportunist ist, seine Anpassungsfähigkeit jedoch jeweils mit Ueberzeugungsargumenten zu drapieren versteht. Er lässt sich in den Wandlungen seiner politischen Bekenntnisse jeweils häuslich nieder: Von der Democrazia Cristiana hat ihn der Weg über die Sozialdemokraten und die Republikaner zu den Kommunisten geführt, und nun bekehrt er sich wieder zurück zu den im Centro sinistra vereinigten Sozialisten, für welche er ins Stadtparlament kandidiert. Von ihm unterscheidet sich keiner von denen, die ihn umgeben; alle sind sie Parteigänger des Establishment im Centro sinistra. Ein einziger schert aus, des Kandidaten junger Neffe, der die Slogans des Movimento Studentesco im Munde führt und die totale Veränderung predigt; doch auch er schlägt wie ein Pfau das Rad.

Marco Bellochio gibt keine Analyse, an der differenzierten Aufzeichnung der politischen Vorgänge liegt ihm nichts. Der Satire ist es erlaubt, zu schematisieren, und das tut Bellochio denn auch: immer im Dienste der Karikatur. Diese ist scharf und von gezielter Provokation. Eine Gesellschaft wird entworfen, die deshalb als verrottet denunziert wird, weil in ihr alle, welche politische Haltung sie auch einnehmen mögen, einander die Hände in Unschuld waschen. Die Quelle der Satire also ist Zorn und Verachtung, Zorn über die Aushöhlung aller Ideale, Verachtung, dass die Ideale das Alibi für alle sind, die sich Vorteile verschaffen wollen.

Zwar identifiziert sich Marco Bellochio mit dem jungen Rebellen, der «La Cina è vicina» an die Hauswände schmiert, nicht, denn auch dieser handelt nicht aus Ueberzeugung, auch er ist nur ein Nutzniesser, und seine Rebellion entstammt eher der Verärgerung als der revolutionären Einsicht. Jedoch gründet der Film selbst in der Haltung, für welche die Kulturrevolution der Chinesen das Muster abgibt. Jede Satire entwirft ein Idealbild, und hier ist es die Kulturrevolution, als deren utopisches Ziel eine Gesellschaft erwartet wird, in welcher die Ideale gelten. Nicht in einer bestimmten Figur also verkörpert sich die Rebellion, die rebellische Tendenz steckt im Film selbst. Der ist intelligent, zweifellos der intelligenteste unter allen jenen der jungen Generation, die dem Establishment ins Geschirr fallen. Ein Dialogfilm zudem, brillant und auch amüsant, weil die Beobachtung so präzis und so witzig ist, der Witz so makaber, der gesellschaftskritische Pessimismus so komödiantisch. Doch darf man sich nicht täuschen lassen: Marco Bellochio ballt die Faust nicht mehr in der Tasche, er schüttelt sie nunmehr offen.

Shirley McLaine spielt ausgezeichnet das gutherzige Mädchen aus den untersten Reihen, das immer wieder enttäuscht wird im Musical «Sweet Charity»

Sweet Charity

Produktion: USA, 1968
Regie: Bob Fosse
Besetzung: Shirley MacLaine, Sammy Davis, John McMartin
Verleih: Universal

ms. Wenn man sagen kann, das Werk eines Künstlers gehöre dann zum Bestand der Kultur, sobald es seinerseits zur Quelle der künstlerischen Inspiration wird; wenn also Kunst Kunst hervorbringt: so trifft das auf Federico Fellini zu. Neil Simon, einer der gewiegtesten Stückeschreiber am Broadway, hat Fellinis «Le notte di Cabiria» aufgegriffen und zu einem Musical umgearbeitet; Cy Coleman hat dazu die Musik geschrieben. Bob Fosse, der das Musical in New York mit grossem Erfolg auf die Bühne brachte, hat es nun auch im Film — seiner ersten Arbeit für Hollywood — inszeniert. Shirley MacLaine spielt vital und hinreissend die Hauptrolle, das Mädchen Charity, zu welchem die italienische Cabiria geworden ist.

Die Figur ist verwandelt: War Cabiria eine kleine Dirne, die in einer armseligen Hütte am Rand von Rom lebt, so ist Charity nunmehr ein Tanzgirl, das in einem düsteren Ball-Room den Männern zur Verfügung steht. Neil Simon, und das zeigt seine dramaturgische Intelligenz, die den Film denn auch so anziehend macht, hat die Situationen in Fellinis Film geschmeidig und überzeugend auf amerikanische Verhältnisse, auf die Verhältnisse New Yorks, umgeschrieben. Am direktesten ist der Bezug zur Figur des italienischen Filmstars geblieben, den in Fellinis Film Amadeo Nazzari spielt und der in Simons Musical, parodiert als Vittorio Vitale, glanzvoll interpretiert von Ricardo Montalban, wieder erscheint. Alle anderen Situationen, in denen die süsse Charity ihr grosses, gutes Herz investiert, sind geistreich transponiert: aus Cabirias Knierutschen in der Prozession, bei der sie die Gnade der Mutter Gottes sucht, ist Charity Ekstase im «Gottesdienst» einer religiösen Underground-Gruppe in einer Garage Manhattans geworden. «Big Daddy», von Sammy Davis jr. ekstatisch und elektrisierend gespielt, teilt hier die «Gnade» aus. Und die Gruppe der jungen Burschen und Mädchen, die für Cabiria, nach ihrere letzten grossen Enttäuschung, zur Serenade aufspielen, ist zu einer Gruppe von Hippies geworden, deren Ruf «Love! love!» ihr die Hoffnung wiedergibt. Verändert ist die Vorlage freilich da-

rin, dass die Figur des Raggioniere, der Cabiria Heiratsabsichten vortäuscht und sie dann töten will, verdoppelt worden ist, in einen Ganoven Charlie, der ihr die Geldbörse entreisst, und in den blonden Naivling Oscar (John McMartin), der Charity heiraten will, den kühnen Schritt dann aber doch nicht übers Herz bringt.

Das Musical fällt musikalisch nicht aus dem Rahmen, es unterhält mit eingängiger Musik, schneidig und sentimental. Womit es aber besonders unterhält, das sind die zahlreichen parodistischen Szenen, die witzigen und geistvollen Anspielungen auf Filme und Filmszenen; nicht nur die Satire auf die Verhimmlung von Stars, wie sie in aller Welt Mode ist — ein parodistischer Zug, der schon Fellinis Tragikomödie ausgezeichnet hat —, sondern auch die Parodie etwa auf die «Westside Story», deren Optimismus lächerlich gemacht wird, gehören zu seinem Witz. Wie denn überhaupt Modisches intelligent aufs Korn genommen wird.

«Sweet Charity» ist eines der wenigen Musicals, in denen das Erotische — was ja schon vom Thema her gegeben ist — ungeniert ausgespielt wird; es gibt erotische Tanzszenen, die nur deshalb nicht lasziv wirken, weil sie so geschmackvoll stilisiert sind. Bob Fosse ist ein hervorragender Choreograph, aber er erweist sich auch als ein Künstler, der mit dem Film umzugehen versteht — seine Inszenierung nützt alle Mittel des Films, vor allem Farbe und Beleuchtung geniesserisch und immer mit einer oft bis ins Abstrakte reichenden Stilisierung aus.

Quartett im Bett

Produktion: Deutschland, 1968
Regie: Ulrich Schamoni
Darsteller: Insterburg & Co., Jacob-Sisters
Verleih: Rialto, Zürich

uj. Die Insterburg & Co. sind vier Burschen aus der Kreuzberger Künstlergegend in Berlin, halb Musikclowns, halb Bänkelsänger, Kabarettisten und Protestsänger. Ihre Musikalität und wohl nicht minder ihre unverblümt frechen Texte haben sie rasch die Leiter des Erfolgs hochsteigen lassen, denn die Masche verkauft sich heute gut.

Die Jacob-Sisters, vier junge blonde Geschöpfe — in der Bundesrepublik gern als flotte Bienen bezeichnet — singen mit quitschenden Stimmchen im Quartett alberne Schagertexte, verkaufen Millionen von Platten und reissen auf grossen Tournees rund um die Welt. Der Aufstieg der vier Schwesterlein im Showbusiness ist kometenhaft, denn ihre Masche verkauft sich heute sehr gut.

Und da ist schliesslich noch Ulrich Schamoni, trotz seinen noch jungen Jahren einer von Deutschlands nicht mehr ganz jungen Filmern. Er hat ordentliche, aber ziemlich unverbindliche Filme wie «Es» und «Alle Jahre wieder» ganz ordentlich verkauft, weil er einen Riecher dafür hatte, welche Masche in Sachen Problemfilm sich gut verkaufen lässt.

Dieser Ulrich Schamoni hat es unternommen, sowohl die Insterburg & Co. wie auch die Jacob-Sisters im gleichen Film auftreten zu lassen, in einem Film notabene, der über weite Strecken umwerfend komisch, frech und amüsant zugleich ist. Dafür sind vor allem die Insterburgs verantwortlich, die ihren Talenten freien Lauf lassen dürfen, die alles und jedes aufs Korn nehmen, besingen und bespötteln: die Stadt Berlin-West als Aushängeschild der Bundesrepublik, die rührend-unbeholfene Gestalt des ehemaligen Bundespräsidenten Lübke, den Zeitungsmagnaten Axel Caesar Springer, die freie Liebe in Gruppen und im Einzelfall und — zweifellos das Lieblingsthema der Bänkelsänger — die Auswüchse im Showbusiness und Schlagergeschäft. Das alles ist schön verpackt in einen riesigen Plausch, der bösartige Spitzen bricht und der durchaus Raum für Liebenswertes lässt.

Zur Heiterkeit aber tragen auch die Jacob-Sisters bei; wahrscheinlich unabsichtlich. In unfreiwilliger Art parodieren sie das Schaugeschäft, von dem sie leben. Sie desavouieren sich selber derart komisch, dass der Filmbesucher sich nicht nur königlich freut, sondern alsbald die Frage stellt, ob die blonden Girls für Geld einfach alles machen, ob sie Schamoni ganz übel auf den Leim gekrochen sind oder ob dieser am Ende selber nicht gemerkt hat, dass er die Schwestern in einer gigantischen Selbstparodie inszeniert hat. So einfach abzuklären, ist diese Frage nicht. Wie dem auch sei: «Quartett im Bett ist ein reines Schauvergnügen für alle jungen und jung gebliebenen Leute und ein ganz spezielles für alle jene, die Berlin, dem der Film gewidmet ist, ein wenig näher kennen. Ulrich Schamoni darf für sich in Anspruch nehmen, das Kabarett im Film auf eine neue und vor allem richtige Art inszeniert zu haben. Man ist versucht, ihm seine ordentlichen, aber doch oberflächlichen und am Rande immer ein wenig verlogenen Problemfilme für diesen Schabernack zu verzeihen.

Szene aus dem unterhaltsamen Film «Quartett im Bett», der eine gute Cabaret-Form aufweist.

Joanna (Zweitbesprechung)

Produktion: England, 1967
Regie: Michael Sarne
Besetzung: Geneviève Waile, Christian Doermer, Calvin Lockhardt, Donald Sutherland, Glenna Forster Jones
Verleih: Fox

Wir haben zu diesem Film seinerzeit (Nr. 12) eine negative Kritik veröffentlicht, möchten aber nicht unterlassen, aus unserer Mitte hier eine etwas andere Auffassung zur Kenntnis zu bringen.

M. N. Sie können diesen interessanten Pop-Film zum Testen Ihres relativen Alters benützen: Wie weit vermögen Sie noch das Wesen der heutigen Jugend zu verstehen und zu akzeptieren?

Der Film schildert das Leben einer jungen Londonerin aus gehobenen Kreisen. Man mag offen lassen, ob ihre Art symptomatisch für die meisten jungen Leute oder nur

für wenige, privilegierte sei. Jedenfalls besucht sie eine Mittelschule. Vielleicht macht sie diese Anstrengungen, um höhere Bildung eben nur noch als Zeitvertreib oder Rudiment früheren Brauchs mit, nicht ohne öfters einen Tag von den Unterrichtsstunden fernzubleiben. Ein kurzer Ausschnitt aus einer Lektion über die Barockzeit deutet an, dass die Lehrerin ziemlich Schwierigkeiten hat, das Interesse der jungen Damen mit Privatleben für ihr Fach zu wecken. Nachdem sie zweien eine leise geführte Unterhaltung abgestellt hat, ist mit einem I'm sorry die Angelegenheit erledigt. Die Lehrerin schaut einfach nicht mehr hin, registriert darum die sofort anhebende Fortsetzung des Gesprächs nicht.

Wir sehen die verschiedenen, parallel laufenden amourösen Beziehungen Joannas mit einem Künstler (der nicht mit Worten, doch mit seinen nicht gegenständlichen Malereien auszudrücken versucht, was er der Mitwelt sagen zu müssen glaubt, und seine Freundinnen nach ihrem Schweigevermögen beurteilt und wählt) — einem reichen, adeligen, nur zum Lebensgenuss begabten Jüngling, mit unerschöpflichen Geldmitteln versehen, der gerne von seiner ersten Frau spricht, eine Marokkanerin, zuweilen mit einer Gruppe Geradejetztfreundinnenundfreunde zu ihr fliegt, um dort auf dem Dachgarten oder am einsamen Strande einige schöne, verspielte Tage und Nächte zu verbringen, — einem hübschen Neger, Typ Playboy, der von seinen Geschäften spricht, von denen man zwar nichts zu sehen bekommt. Er muss zuweilen verschwinden. Er prügelt einen Einbrecher und wird von dessen Komplizen wieder zusammengeschlagen.

Ein bisschen Gesellschaftskritik ist auch im Film, etwa eine gewisse Selbstverständlichkeit des Zusammenlebens Weisser und Farbiger. Vor Drogengenuss wird oberflächlich kurz gewarnt. Die Polizei geht höflich einer Anzeige wegen Ruhestörung nach. Wenn es wirklich ernst gilt, ist sie weit und breit nirgends. Die Anzeige wird sogleich fallen gelassen, wenn das Mädchen sich als Magistratstochter vorstellt und dem Herrn Papa telephoniert.

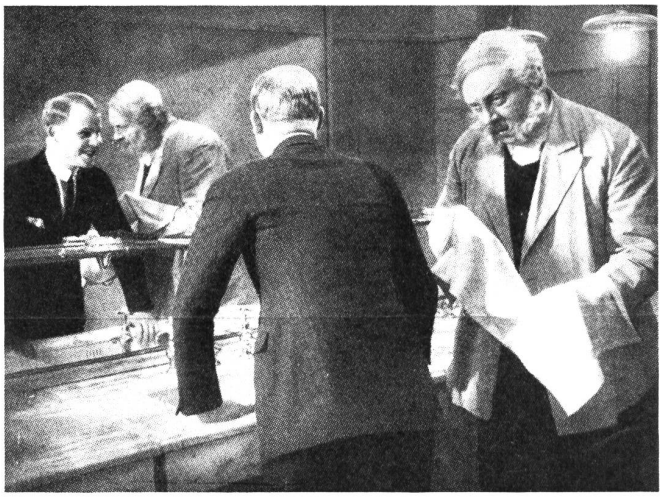
Traum und Wirklichkeit werden verwirrend genau gleich real dargestellt, wie es ja den jungen Leuten auch so vorkommt. Man zerfliesst vor Rührung und Schmerz am Sterbebett des Freundes. Bei der Beerdigung sieht man den Geistlichen zwar sprechen, hört aber nichts, da man keine Verbindung zu seinen Ausführungen hat. Nachher geht man in die Bar, trinkt, isst und wirft mit verführerischen Blicken um sich, denn das Leben geht weiter. Man schaut weder lange zurück auf Verlorenes, noch denkt man vorwärts, man lebt nur in der Gegenwart. Diese Tatsache ist aber nicht kritisch gemeint, sondern eine blosse Feststellung. Der grauhaarige, gutaussehende Papa küsst die Tochter bei der Abfahrt auf dem Bahnsteig, bedauert, dass das Haus nun verwaist und leer sei. Die Tochter küsst wieder und macht ein unschuldiges Kindergesichtlein. Beide haben keine Ahnung von der Welt des andern.

Das Ganze ist eine wilde Orgie von Farben, Blumen, ein verlorenes Dahineilen durch Strassen und Gartenanlagen und hektisches Strassenleben in den Geschäftsvierteln und Treffpunkten der Jungen. Man benützt die gewohnten Einrichtungen der Zivilisation zwar selbstverständlich, ohne ihrer Herkunft von Arbeit und Bemühung vorangegangener Generationen bewusst zu sein. Die Mutter stellt der Tochter den Frühstückstisch bereit. Sie rennt aber «ungegessen» zur Schule, weil sie zu lange nicht aus dem Bett wollte, lässt die Mutter weinend, aber doch mit stark geschminkten Augenlidern, dem liebevoll zusammengestellten Tablett und ihren gutgemeinten, doch wirkungslosen Vorwürfen über das eigenartige Betragen der Jugend, stehen. Die Jugend missachtet die Welt von gestern. Was hat sie aber einstweilen an konstruktiv Neuem zu bieten? Die Ueberlegung, «soll ich meine Schwangerschaft unterbrechen lassen oder nicht?», das Abschätzen, wo allenfalls das geringere Uebel läge, löst noch keine Probleme. Das Philosophieren zeitigt höchstens allerlei Aphorismen, denen ein gewisser Wahrheitsgehalt nicht abgesprochen werden kann. Ob man aber damit leben kann, müsste erst noch bewiesen werden. Vielleicht ist die Neue Zeit noch zu kurz dazu, um dies zu beurteilen.

Jedenfalls wäre Joanna ein Film, zu dem man die Jugend sich grundsätzlich selber äussern lassen sollte.

Filmgeschichtliche Reprisen

Wir bringen hier noch Besprechungen über zwei Filme aus der Zwischenkriegszeit, nachdem wir feststellten, dass sie wieder (oder noch) zirkulieren. Sie wurden zwar von uns im Zusammenhang mit filmgeschichtlichen Abhandlungen schon vor längerer Zeit herangezogen, doch steht heute fest, dass ein dauerndes Bedürfnis nach ihnen besteht, sodass wir sie in die offizielle Liste aufnehmen.



Emil Jannings als der «letzte Mann» im Filmklassiker gleichen Namens von 1924, der wieder zu sehen ist.

Der letzte Mann

Produktion: Deutschland, 1924
Regie: F. W. Murnau
Besetzung: Emil Jannings, Mady Delschaft

FH. Der Filmklassiker, ohne den manche spätern Filme überhaupt nicht oder anders entstanden wären. Erst durch diesen Film konnte das Medium des Films nicht mehr als individuelles Ausdrucksmittel bestritten werden. Denn hier brauchte es zur Darstellung des Geschehens keines einzigen Wortes, alles bis ins kleinste Detail wurde durch das Bild gesagt.

Die Geschichte des uniformierten Hotelportiers, der infolge Alters zum Aufseher in den Lavabos degradiert wird, ist von Jannings so überwältigend dargestellt worden, dass sie ihrer Simplizität und Alltäglichkeit zum Trotz zum einmaligen Kunstwerk wurde, das jeden Filmfreund immer wieder ergreift. Da ist der Mann, der nur durch seine Uniform sich als Mensch fühlte, nur durch sie und mit ihr leben konnte, und der ihren Verlust nur als gebrochener Mensch erleben, niemals bewältigen kann. Es sind über diesen Film unzählige Werke und Abhandlungen geschrieben worden, besonders natürlich im Zusammenhang mit

der Bedeutung der Uniform in der Gesellschaft, doch vermögen sie alle nicht das Erlebnis zu erklären, das dieser Film schenkt, weil er eben als Kunstwerk jenseits aller rationalen Ueberlegungen steht. Voraussetzung ist allerdings, dass der Film mittels eines Projektors vorgeführt wird, wie sie damals gebraucht wurden (16er-Gang), denn mit den modernen Apparaten läuft das Filmband viel zu schnell, und die Wirkung stellt sich kaum ein.

Destry reitet wieder

Destry rides again

Produktion: USA, 1931
Regie: G. Marshall
Besetzung: Marlene Dietrich, James Stewart
Verleih: Universal

FH. In einer Frühsiedlung des amerikanischen Westens, wo noch meist das Recht des schnelleren Revolvers gilt, belebt eine Chansonette das gesellschaftliche Zentrum, die windige «Bar zur letzten Chance». Ein neuer Sheriff ist da gewählt worden, nachdem der letzte wegen mangelnder Blindheit abgeschossen wurde, ärgert jedoch jedermann, weil er einen jungen, linkischen, schüchternen Mann zu seinem Hilfscheriff ernennt. Doch dieser erweist sich als überlegen, nicht so sehr mit dem Revolver als mit dem Kopf. Er schafft nach manchen gefährlichen Zwischenfällen Respekt und Ordnung.

Marlene kann auch hier wieder ihren leicht verruchten Charme entfalten, und der damals noch junge James Stewart in einer seiner frühesten Rollen sein sympathisch-schlacksiges Gehabe. Es ist alles noch frisch in diesem Film, der Westerner ist noch nicht zur Schablone geworden, Regie und Spiele besitzen noch Freiheit der Entscheidung, ja zum Experiment. Alle verstehen sich gut, arbeiten einander in die Hände, sodass nicht nur Atmosphäre, sondern menschliche Wärme spürbar wird, mit einer ganz schönen, heute nicht mehr möglichen Dosis Optimismus und Glauben an das Leben. Darin dürfte auch das Geheimnis liegen, dass der Film, obschon gestalterisch veraltet, auch neue Generationen immer wieder zu erfreuen vermag, «neue Welle», «Pop» und andere Modeströmungen hin oder her.

Das Zeitgeschehen im Film

Die neuesten, schweizerischen Filmwochenschauen

Nr. 1372: Der letzte Mühlenbauer des Landes — Moderne Flugküche mit 12 000 Gerichten im Tag — Aeffchen Première — 21. Eidg. Hornusserfest.

Nr. 1373: Die Rollkunstlaufmeister — Saison für Senioren — Holländische Schilf-Dachdecker bei uns — Rettungsschwimmen in La Chaux-de-Fonds.

Aus der Filmwelt

OESTERREICH

FSI. Den grössten Anteil, nämlich 16,7 Prozent am Fernsehprogramm der ORF nehmen Kinospielfilme ein. Das sind rund 700 Stunden von etwas über 4000 Stunden insgesamt. Im 1. ORF-Programm allerdings sind Spielfilme nur mit 186 Stunden vertreten, während in den anderen Programmen bzw. durch Wiederholungen insgesamt 700 Stunden statistisch erfasst werden.

Diese Besprechungen können auch auf Halbkarton separat bezogen werden. Abonnementszuschlag Fr. 4.—, vierteljährlicher Versand. Bestellungen mit Postkarte bei der Redaktion.

Die Besprechungen können auch separat, ohne die Zeitung, abonniert werden zu Fr. 10.— jährlich.

Warten auf Caroline / Waiting for Caroline

Produktion: Canada, 1968. — Regie: Ron Kelly. — Besetzung: Alexandra Stewart, François Tasse, Robert Howay. — Verleih: Unartisco.

Reiches Mädchen kann sich zwischen zwei Bewerbern nicht entscheiden und wird von beiden sitzen gelassen. Viel zu oberflächlich motiviert, simpel und zu direkt. Schwach.

Wilder Reiter GmbH

Produktion: Deutschland, 1966. — Regie: F. J. Spieker. — Besetzung: Herbert Fux, Chantal Cachin, Bernd Herzsprung. — Verleih: Stamm.

Ungehobelter, skruppelloser, unbegabter Waldmensch versucht, sich im Schaugeschäft mit allen Mitteln, Extravaganzen, falschen Heldentaten, Provokationen und der Waffe als Plattenstar durchzusetzen. Gedacht als Satire auf Publicity-Rummel und Karrierensucht, schlägt der Film gegen Schluss in einen ernsthaft sein wollenden Krimi um mit Verfolgungsjagd und Gewalttat. Erster Teil nicht uninteressant, später langweilig bis zur Absurdität.

Play-Time

Produktion: Frankreich, 1967. — Regie: Jacques Tati. — Besetzung: Jacques Tati, Barbara Bennecke. — Verleih: Royal.

Sehr subtiler, ironischer Film der ganz und immer beiläufig uns an tausend Vorkommnissen beweist, wie wir unsere Zeit verschwenden, wie vieles in unserm Alltagsleben hohl ist, besonders in den sogenannten bessern Kreisen. Milder, doch manchmal tödlicher Witz, originell zeitkritisch.

Ausführliche Kritik FuR, Jahrgang 1968, Nr. 9, Seite 130.

Himmelfahrtskommando

Produktion: Deutschland/Italien, 1968. — Regie: Armando Crispino. — Besetzung: Jack Kelly, Lee van Cleef, Joachim Fuchsberger, Götz George, Hein Reinke. — Verleih: Vita.

Der Start / Le départ

Produktion: Belgien 1967. — Regie: Jerzy Skolimowsky. — Besetzung: Jean-Pierre Léaud, Cathérine Duport, Paul Roland. Verleih: Monopol.

Vergnüglicher und gescheiter Film eines begabten Regisseurs, der den Autofimmel Jugendlicher lächerlich macht. Junger Mann will um jeden Preis einen Rennwagen bekommen, um ein Rennen zu fahren, was ihm scheinbar gelingt — und doch wieder nicht. Sympathisch, von beträchtlichem Unterhaltungswert. — Ausführliche Kritik FuR, Jahrgang 1968, Nr. 9, Seite 131.

Hängt den Verräter / Sergeant Ryker

Produktion: USA, 1963. — Regie: Buzz Kulik. — Besetzung: Braford Dillman, Lee Marvin, Vera Miles. — Verleih: Universal.

Prozess um einen Sergeanten, der zum Tode verurteilt wird, weil er durch die feindlichen Linien geflüchtet sein soll, während er möglicherweise nur einen Spionageauftrag eines inzwischen gefallenen Abwehroffiziers ausführen musste. Spannendes Plädoyer für Gerechtigkeit und den Wert eines einzelnen Menschenlebens, nicht durchwegs glungen, jedoch wirksam.

Jede Nacht um neun / Our Mother's House

Produktion: England, 1966. — Regie: Jack Clayton. — Besetzung: Margaret Brooks, Pamela Franklin, Dirk Bogarde. — Verleih: MGM.

Tod einer Mutter schafft eine feste Gemeinschaft vaterloser Kinder. Als der liederliche Vater auftaucht, wächst ein Konflikt heran, der in eine Katastrophe mündet. Subtile Darstellung leidgeprüfter, gläubiger Kinder gegenüber der seelisch kahlen Welt der Erwachsenen. Sehenswert, wertvoll.

Ausführliche Kritik FuR, Jahrgang 1968, Nr. 9, Seite 131.